

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der
Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien1

München
April - Juni 1994
28. Jahrgang, Nr. II

Günter Seib

Unsittliche Anschläge und Zittern vor Zitaten - Erfahrungen mit Lektoraten und Verlagen beim Übersetzen von Sachbüchern

Beitrag zum 25. Bergneustädter Gespräch vom 19.-21.11.1993.

Eine kurze Vorbemerkung: mein Vorredner und Koreferent, ich habe ihn heute erst kennengelernt, ist nach seinem Niveau und bei dieser Liebe zu Büchern, denke ich, ein Lektor, wie man ihn sich wünscht. Deswegen erlaubt er mir sicher auch eine kollegiale Korrektur: es *kann* keine islamische Instanz geben, die Übersetzungen des Koran überwacht, denn Mohammed selbst definiert die Übersetzung des Korans als Sakrileg. Koran und Arabisch sind untrennbar, der Koran ist für alle arabischen Dialekte das verbindende Element, nach seinem Bildungsideal soll jeder Muslim alle Suren auswendig können. Das Arabisch des Korans ist praktisch die Hochsprache und wird mit diesem Rezitieren gepflegt. Übersetzungen des Korans gibt es ungefähr - die katholische Kirche hatte sie verboten - seit Luthers Zeiten, er war der erste große Publizist, der sich dafür ausgesprochen hat, aber alle kundigen Übersetzungen, meist von Moslems, die in anderen Kulturkreisen lebten, heißen *Einige philosophische Anmerkungen zum Koran* oder *Einige Gedanken zum Inhalt des Korans*, der Titel muß also immer umschrieben werden. Das ist genau das Wissen, das man als Sachbuchübersetzer haben muß... wehe, wehe, du machst da einen Fehler! Wobei übrigens oft bei den Autoren der Unsinn steht und du das merken muß.

Noch eine zweite Bemerkung zum Koreferat, bevor ich dann in meins einsteige, zur Auflagenbeteiligung. Er hat gesagt, daß die Auflagen das nicht hergeben. Ich erwähne in meinem Referat zwei Werke, eins mit einer kleinen Auflage und einem hohen Umsatz und eins mit einer großen Auflage und einem hohen Umsatz, ein Sachbuch mit Riesenaufgabe, *Global 2000*, wo ich eine hohe Summe nach § 34 Urheberrechtsgesetz verschlafen habe, und das andere nur mit 3000 Auflage, aber jeder einzelne Schubert für 350 Mark, und dann kam noch die Büchergilde. Da kann ich mir schlicht nicht vorstellen, daß für die Übersetzer, auch für die Sachbuchübersetzer, nichts drin sein kann.

Aber jetzt zum Thema. So genau weiß ich nicht, wie ich zu der Ehre komme, denn im Vergleich zu den alten Hasinnen und Hasen, die diesen kargen Trockenrasen schon seit Jahrzehnten beäsen, bin ich eher unerfahren. Als Anhaltspunkt, und das macht mich auch befangen, weil ich ganz andere Lebensleistungen kenne: Ich habe 1973 angefangen, ein paar Jahre später berufsbedingt viel kürzer getreten und bis jetzt etwa fünfundvierzig wissenschaftliche Werke und Sachbücher aus dem Englischen und Französischen übersetzt.

Allgemeingültige Erfahrungen mit Lektoraten und Verlagen kann ich also nicht schildern, sondern nur aus ein paar Episoden **goldene Regeln** ableiten. Schon morgen kann ich in eine neue Falle tappen. Deshalb lausche ich jedesmal aufmerksam den Berichten der Kolleginnen und Kollegen, wo sie ihre Erfahrungen schildern, denn hätte ich das schon vor Jahren getan, hätte ich zum Beispiel in dem eben zitierten Fall auch mal ordentlich Geld gesehen.

Spätabends hier in Bergneustadt meine ich manchmal, das Skurrile, Absurde oder schlichtweg Unverschämte sei beim Umgang von Verlagen und Lektoraten mit Übersetzerinnen und Übersetzern die Regel, und Kollegialität unter Kulturschaffenden, Beachtung der Sitten und kaufmännische Korrektheit gegenüber Vertragspartnern die Ausnahme. Vielleicht müssen wir auch deshalb soviel über negative Erfahrungen reden, weil es uns an das Selbstwertgefühl und die Existenz geht, wenn wir als Kulturträger, die wir uns zu miesen Honoraren nächtens das Hirn kaputt machen, auch noch oft schofel behandelt und über'n Tisch gezogen werden. Und diese Erfahrungen müssen wir halt schildern, das kann auch lustig sein, wenn du sie verkraftet hast, und die Kolleginnen und Kollegen warnen, das ist absolut und bitter nötig.

Der Anschlag auf die Anschläge

Übersetzer erleben immer wieder mal kleinliches Feilschen um die Zahl der Anschläge und müssen sich gegen unsittliche Anträge von Lektoraten und Verlagen auf unentgeltliche oder grotesk unterbezahlte Sonderleistungen wehren. Um Mißverständnissen vorzubeugen: ich singe jetzt nicht die bekannte Litanei vom Seitenhonorar, sondern rede über Zumutungen im Zusammenhang mit Mogeleyen bei der Abrechnung, Gutachten, Klappentexten, Zitaten, Recherchen, Kürzungen auf Verlangen, Registern, Überarbeiten mißlungener Texte, usw. Wenn das zu anekdotisch wird, tut mir das leid, aber halt nur Beispiele sind konkret.

Es gibt freilich auch positive Erfahrungen. Ich erinnere mich noch genau, wie mir *vor fünfzehn Jahren* ein Münchener Lektor nach Ablieferung eines kurzen Nachworts geschrieben hat, die Arbeit sei zwar recht gelungen, aber meine Honorarrechnung könne er so nicht hinnehmen, ich hätte mich in der Seitenzahl geirrt. Mein Nummernstempel hatte verschaltet und zehn Seiten doppelt paginiert. Ich hatte mich also in der Eile selber um etwa zehn Prozent des Honorars geprellt, und er stellte das richtig und legte den Scheck gleich bei. Zu jenen Zeiten war ich gewohnt, daß Verlage die Anschläge sehr eigenwillig nachrechneten und kommentarlos einen gekürzten Barscheck schickten - oder es zumindest probierten. Die moderne Variante dieses alten Spiels ist die Auszahlung nach Computersatz, als würden wir Buchstaben und Satzzeichen übersetzen und nicht Texte. Otto Bayer hat letztes Jahr hier berichtet, daß das bei hohem Dialoganteil zu Honorareinbußen um bis zu zwanzig Prozent führt.

Mein dickstes Lehrgeld hab ich im dritten Berufsjahr bei einem Reader zur Sozialpsychologie bezahlt. Der Verlag wurde nach dem ersten Band veräußert und der zweite Band erschien unter dem neuen Verleger. Erfahren hab ich es durch den Glückwunsch meines Buchhändlers ob des guten Verkaufs... In meiner Naivität hatte ich Honorar nach Drucklegung und nach Buchseiten vereinbart, bei dem seriösen alten Verlag und dessen großem Satzspiegel kein Problem. Aber jetzt war im Composeverfahren mit 3400 Anschlägen pro Seite gesetzt worden und mein Honorar für ein halbes Jahr Arbeit um vierzig Prozent auf knapp 6000 Mark geschrumpft. Und nicht einmal die wollte der Herr Verle-

ger zahlen. Er finde keinen Vertrag in den Akten und im übrigen sei die Qualität zweifelhaft. Unnötig zu sagen, daß in den Fachrezensionen, die ich mir zitternd beschaffte, ich war ja Anfänger, nichts dergleichen oder das Gegenteil stand. Die Bank überwie die Miete nicht mehr, und Anwalts- und Gerichtskosten hätte ich schon gar nicht vorschießen können. Der Verleger mit seinen zwei überstandenen Konkursen kannte sich da aus... Das ist ja grade die Zwangslage, wenn du nichts hast, der Deubel sch... immer auf den größten Haufen! Doch ich war in der IG Druck-nomen est omen - habe Ursula Brackmann in Stuttgart angerufen, die Unterlagen hingeschickt, drei Tage später die Kopie des Mahnschreibens vom Justitiar erhalten und mit der Retourpost den Verlagsscheck über die sechstausend Mark. Er war sogar gedeckt... Es ging damals noch schneller, in Stuttgart. Wird an den Personen gelegen haben... Die **goldene Regel**: es gibt im Verlagswesen unglaublich krumme Hunde, du mußt auf alles gefaßt sein, und es ist von unschätzbarem Wert, wenn du jemand anrufen kannst, der dir zuhört und dann **energisch** antwortet, du bekommst dein Recht und sollst dich gefälligst nicht ins Bockshorn jagen lassen.

Ach ja, es interessiert Euch vielleicht, wer der Lektor war, der mich so nachhaltig positiv beeindruckt hat. Später habe ich festgestellt, daß er selber übersetzt, und mich gefreut, als er einen Bestseller aus dem Italienischen gelandet hat. Ihr ahnt es schon. Persönlich kennengelernt habe ich den guten Mann erst volle dreizehn Jahre später - als neuen Vorsitzenden unserer Bundespartei Übersetzer.

Die **goldene Regel**: Achte im Vertrag darauf, ob da *Normseite*, oder allenfalls noch *Seite zu 30 Zeilen a 60 Anschläge* steht. Wenn nicht, schreib es hinein, denn alles andere ist *schlecht*. Und überprüf hinterher Seitenzahl und Anschläge total pingelig, auf dem Papier. Auch Computer machen nämlich manchmal Mist, allerdings bei mir inzwischen kurioserweise zu meinen Gunsten. So habe ich beim Schönausdruck immer wieder mal - ich weiß nicht, woher's kommt - sauber durchpaginierte Leerseiten dazwischen. Nochmal ausdrucken oder von Hand verbessern ist mir zu blöd. Die Zeit zahlt mir niemand. So kritzele ich dann gelegentlich als Entschuldigung auf das weiße Blatt, daß es der Laserdrucker gewesen ist und sich bei dem Seitenhonorar von 30 Mark für diese schöne Literatur offenbar schon seelenlose Maschinen erbarmen.

Das gutmütige Gutachten

Über Gutachten haben wir hier schon letztes Jahr gesprochen, ich glaub, es war auch der Otto Bayer, der dazu was gesagt hat. Da fängt mein Mäzenatentum schon an, wenn ich einen Titel toll finde, ihn einem Verlag vorschlage und der Lektor am Telefon sagt, „schreiben Sie mir das doch mal auf, damit ich das auf der Programmkonferenz durchsetzen kann“. Zwei Tage Lesen, Stichpunkte notieren, üben Teich telefonieren und sich vom Erstverlag alle dortigen Kritiken faxen lassen und dann fünf bis sechs Seiten Gutachten formulieren, ein Aufwand, der mit fünfhundert Mark nicht bezahlt wäre. Und der Verlag denkt gar nicht dran, das zu honorieren und hält sich schon für spendabel, wenn er mir zu halbwegs korrektem Honorar den Auftrag erteilt. Wir machen ja auch gern gute Bücher, die wir selber entdeckt haben. Ich bekenne mich schuldig, immer wieder mal in diese selbstgestellte Falle zu laufen. Ich weiß nicht, wie Ihr das mit Gutachten haltet, ich habe mir als **goldene Regel** nach der Diskussion vom letzten Jahr jedenfalls fest vorgenommen, eine Rechnung zu schicken, wenn sie das Buch doch nicht machen oder an einen Billigeren vergeben, und ansonsten um höheres Honorar zu pokern, zur Zeit um mindestens 35 Mark.

Das Zittern vor den Zitaten

Kommen wir zu den Zitaten. Ich habe Lektoren schon ernsthaft sagen hören, „das gibt's ja auf Deutsch, das brauchen Sie nur nachschlagen und übernehmen.“ Hört man oft, und nicht nur von den jungen und unerfahrenen. Da habe ich exakt ermittelt, wie hoch der Aufwand ist. Im statistischen Durchschnitt liegt der

Aufwand für mich *pro Zeile* beim Fünf- bis Zehnfachen des Übersetzungshonorars, trotz Zugangs zu einer CD-ROM erfaßten Präsenzbibliothek von eineinhalb Millionen Bänden. Vor ein paar Jahren wurde mir die zweite Hälfte der berühmten Habilitationsschrift eines französischen Historikers über das Mittelmeer angetragen, die er in den vierziger Jahren als Rektor der Lageruniversität der französischen Gefangenen in Mainz geschrieben hat, unter Nutzung dutzender alter deutscher und österreichischer Quellen.

Weil es mich hibbelig macht, wochenlang Bücher zu bestellen und Zitate zu suchen, ohne eine einzige Zeile stehen zu haben, verschaffe ich mir einen Überblick, strukturiere die Suche und beauftrage vertrauenswürdige Studenten, zum Tarif für geprüfte wissenschaftliche Hilfskräfte. Ich erhalte die Zitate dann diktatref mit gelbem Leuchtstift angestrichen an die Arbeitskopie des Originals geheftet. Bei 21 Mark Stundenlohn plus 15 Prozent Lohnsteuer kostet mich ein Zitat im Durchschnitt etwa 11 Mark. Keine Frage, daß das nie im Vertrag steht und mit dem Seitenhonorar, in diesem Fall 32 Mark, als abgegolten gilt.

Ich finde mich manchmal ganz schön naiv, wenn ich auf solche Bücher abfahre und mich dann beim Recherchieren in alten Schmökern über Piraterie an der Barbarenküste, abgefeimte venezianische Geheimdiplomatie oder miese Geschäfte lombardischer Zinswucherer so richtig schön festlese - und auf die Analogien... da denk ich schon gar nicht mehr dran. Hundsgemein wird die Zitatensuche, wenn nur der Buchtitel genannt ist oder nicht mal der stimmt. Das schult den Spürsinn... Und du lernst etwa den ganzen Winckelmann, Paracelsus oder Gesner im Überfliegen kennen und erfährst was über das klassische Bildungsideal, Volksmedizin oder greuliche Löwen und Seeungeheuer. Bisweilen aber ist alle Suche vergebens. Bei meiner allerersten Übersetzung aus dem Französischen, eines von vier Übersetzern zurückgegebenen Texts eines Exilgriechen mit lateinischer Syntax über strukturalistische Politikwissenschaft... Ist alles wahr! stimmten von 165 Zitaten nur 96. Ich mußte nach Paris, und der Autor konnte die fehlenden 69 um 22 reduzieren. Für den Rest einigten wir uns auf Paraphrasierung.

Dieser Erstling wurde auch auf andere Weise zur grausamen Schule. Ich wollte genialerweise auch gleich den Satz liefern, denn der brachte damals soviel wie das Seitenhonorar. Und das mit einem Magnetbandschreiber von IBM, der wie ein Taxameter jeden Tag sechzig Mark Miete vertickte, und zwölfhundert Mark im Monat waren vor neunzehn Jahren ein Geld. Da mußte ich produktiver werden und möglichst druckreif diktieren lernen. Schön und gut, der Umbruch war angenommen und in zehntausend Exemplaren gedruckt, zweieinhalbtausend waren nach einem halben Jahr verkauft, als sich der erste Leser beschwerte... Heut kann ich drüber lachen, aber ich schwöre Euch, ich bin fast gestorben damals. An dreizehn Stellen standen Sätze ohne Sinn, weil sich die beiden Magnetbänder für Satz und Korrektur elektronisch verheddert hatten. Ich hatte eine erfahrene Korrektorin für tausend Mark gegenlesen lassen, weil ich selber nach sechs bis sieben Fassungen natürlich keine Fehler mehr sah, und den Umbruch auch vom Verlag mit ein paar Dutzend Monita zurückbekommen, die ich alle wunderschön behoben hab. Die aber stammten, wie sich jetzt rausstellte, vom Layouter, der sich aus Angst um seinen Arbeitsplatz ressortfremd ins Zeug gelegt hatte - im Lektorat hatte kein Mensch das Buch auch nur angefaßt, weil auch dieser Verlag verkauft war und fünfzig Leute die Kündigung in der Tasche gehabt hatten. Also siebentausend Bände eingestampft und neu gedruckt; da ich aber schon weitere im System hatte, die einwandfrei waren, die der Verlag aber nicht mehr wollte, war für mich wieder ein halbes Jahreseinkommen flöten.

Die **goldene Regel**: Die Arbeitsteilung mit der schwarzen Kunst ist alt, und du verkürzst sie nicht ungestraft. Ich nutze inzwischen gern einen modernen Computer, habe aber eine Abneigung gegen Ablieferung auf Diskette, denn eine wirklich gute Übersetzung ist nicht gleich fix und fertig, sollte im Dialog mit dem Lek-

torat nachreifen, und die Korrekturen dann eigenhändig einarbeiten lohnt nur, wenn du endlich dudenfest werden willst. Zurück zu den Zitaten. An eine Sache aus dem Gruselkabinett, vor der mich nur mein Instinkt bewahrt hat, erinnere ich mich heute noch mit Schauern. Es ging um das Lebenswerk eines Amerikaners, der den deutschen Faschismus an Hitlers Persönlichkeitsdefekten festmachte, bzw. an dessen einseitigem Hodenabstieg, krankhafter Sauberkeitserziehung und sexueller Orientierung auf Koprophagie. Doch, vielfältig belegt, also da ist was dran. Der deutsche Verlag hatte hunderttausend für die Rechte springen lassen und wollte einen Schnellschuß, weil originelle Faschismusinterpretationen damals nach Griechenland und Chile gerade Konjunktur hatten und etwa Joachim Fest so schön abgesehen hat. In den USA war das Buch ein Kassenschlager, 700.000 allein im Hardcover, deswegen waren auch die Rechte so teuer gewesen. Alles akribisch belegt, der Mann forschte seit 1951 und zitierte 1121 Belege aus dem *Völkischen Beobachter*, dem *Stürmer*, den *Tischgesprächen*, aus den Lagebesprechungen im Führerhauptquartier, aus Reden, Tageszeitungen, Protokollen, und massenhaft verstreute Quellen und Sekundärliteratur, natürlich alles ins Englische übertragen. Ich hatte gerade Flaute und die neunzehntausend Mark Honorar für den Schinken bitter nötig, wehrte mich aber gegen den Zeitdruck mit dem Einwand, das Zitatesuchen allein dauere mindestens ein halbes Jahr. Ich hatte absolut null Bock auf diese braune Kacke, ich wollte da nicht ran. Der Verlag hatte ein Einsehen und beauftragte zwecks Zeitersparnis eine soeben pensionierte Oberbibliotheks-rätin der Bundestagsbibliothek, die sachkundig in Karl Brachers Institut in Bonn und dem Bundesarchiv in Koblenz recherchierte - da hätte ich hinfahren müssen. Kurz und gut, ich übersetzte flott und lieferte ab, bekam mein Honorar und nannte dem Verlag schon vorsorglich ein Pseudonym, sie pendelte und suchte für schweres Geld allmählich die Zitate. Nach einem halben Jahr schrie sie um Hilfe und bekam zwei Assistentinnen dazu. Dann trat Stille ein. Anderthalb Jahre nach Ablieferung erfuhr ich auf der Buchmesse, die Suche sei nach 180 ermittelten Zitaten eingestellt worden, weil von mehr als dreihundert weiteren inzwischen feststehe, daß sie in den Quellen nicht zu finden seien, auch in den gesammelten Jahrgängen der zitierten Nazizeitungen und einschlägigen Publikationen nicht, und sich die Materie in der sechszwanzigjährigen Zettelkastenwirtschaft verselbständigt haben müsse. Der Autor, inzwischen auf ein Jahr als *Fellow* nach Oxford geholt, habe als gläubiger Katholik die Hände gefaltet, als ihm der Lektor beim Lunch den Skandal eröffnete, die Augen gen Himmel gewandt und dem HERRN gedankt, daß er ihm nunmehr dieses Problem gesandt habe.

Die **goldene Regel**: Analysiere erstens das Literaturverzeichnis, lies zweitens genaue Fußnoten und zähle durch, wieviele deutsche Quellen wie oft genannt sind. Da Zitate aber oftmals paraphrasiert im laufenden Text verborgen sind, nimm drittens das Register her und klopfe jeden deutsch klingenden Namen und auch alle antiken und modernen fremden Klassiker ab. Mach viertens Stichproben im Text, ob du alles erfaßt hast und ob der Autor schummelt. Errechne fünftens den voraussichtlichen Aufwand, schlag fünfzig Prozent für Unvorhergesehenes drauf, such dir eine zuverlässige Hilfskraft und vereinbare schriftlich Übernahme der Kosten durch den Verlag.

Kürzungen auf Verlangen

Manchmal soll ein Werk gekürzt werden, weil nur eine bestimmte Bogenzahl in die Verlagskalkulation paßt, oder weil der Text geschwätzig, stellenweise nicht sachbezogen oder hochgradig redundant ist. Kommt besonders bei Büchern vor, deren Lizenz blind eingekauft wird, bevor sie geschrieben sind. Soweit es um ganze Kapitel oder Abschnitte geht, ist das weiter kein Problem. Schwierig wird es, wenn soundsoviel Prozent herausgekürzt werden sollen und das Lektorat auch noch meint, das könne man nebenbei machen. Fast unlösbar wird es, wenn der Lektor systematische Kürzungen fordert und zugleich vorgibt, der Text dürfe nicht weniger werden, das Buch wirke sonstim Laden zu dünn.

Soll die Substanz erhalten bleiben, sind hunderte kleiner Kürzungen nötig. Sie erfordern innige Vertrautheit mit dem gesamten Buch und hohen Zeitaufwand. Die **goldene Regel**: Stelle Kriterien für die Streichungen auf, entwickle sie während der Arbeit weiter und halte mit einer Strichliste Gesamtzahl, jeweiligen Umfang, Summe, Häufungen und erforderliche Umformulierungen fest. Detailliert. Dokumentiere mit diesen Hilfsmitteln den Arbeitsumfang und stelle ihn gesondert in Rechnung. Deine Mehrarbeit dafür beträgt etwa fünf Prozent, und ich habe damit schon Verlage überzeugt, ein Drittel der Summe an Seitenhonorar zu vergüten, das sie zunächst durch die Kürzungen eingespart wähten. Wahrscheinlich auch nur, weil sie erkannten, daß die Arbeit im Verlag dreimal teurer gekommen wäre.

Zum Stichwort Stichwortregister

Ich halte gute Stichwortregister für ein wichtiges Werkzeug, schon weil ich selber mit ihnen Zitate, Belegstellen oder Fachbegriffe finde. Ein Buch mit Schema-F-Register ist wie eine Bibliothek mit unbrauchbarem Katalog. Und weil ich mich immer geärgert habe, wenn ein Volontäreinen Zahlensalat an mein Buch drangeklatscht hat, hab ich die Arbeit irgendwann selber übernommen. Anfangs gegen Seitenhonorar. Aufgewacht bin ich erst, als ein Honorarsachbearbeiter eines Kölner Verlags feilschen wollte, diese Seiten seien ja gar nicht richtig voll und bestünden obendrein fast nur aus Ziffern... Ihr lacht, als würd ich das erfinden, aber so war's.

Meist siehst du beim ersten Vergleich mit ein paar Seiten, ob ein solches Verzeichnis vom Autor selber oder von einem Verlags-lehrling oder Computer stammt. Im ersteren Falle muß ich, wenn ich werktreu bleiben will, das Verzeichnis ebenfalls „übersetzen“, also Stichwort um Stichwort Seite um Seite vergleichen. Die hilfreiche Anregung, den Text mit Markierungen einzugeben, damit der Satzcomputer das Register gleich miterledigt, bedeutet entweder unzumutbare Spaltung der Konzentration, oder aber es kommt selbst bei Namensregistern, die das Einfachste sind, heillosen Krampf heraus. So füllen etwa in den zwei Registerbänden zu Lenins *Gesammelten Werken* hunderte Namen und Begriffe mit ihren Verweiszahlen jeweils ganze Spalten, ja sogar mehrere Seiten. Ergötzen können sich daran nur sektiererische Exegeten, der praktische Nachschlagewert tendiert bei mehr als zehn Nennungen gegen Null.

Bei einem aber ist der Computer nützlich: wenn du ein gutes Verzeichnis des Autors werktreu nachbilden willst, kannst du das Originalregister einscannen, die alten Ziffern unverwechselbar markieren, sonst kriegst du Salat, die Begriffe nach dem deutschen Alphabet umsortieren, und dann die Originalzahlen Seite um Seite aufrufen und sie für alle Schlagworte und Namen pro Seite mit Hilfe eines deutschen Umbruchemplars, auf dem du die Seitenübergänge des Originals markiert hast, durch die deutschen Zahlen ersetzen. Diese Arbeit kannst du an zuverlässige Hilfskräfte abtreten und dich auf das Wichtige konzentrieren: das termingerechte Erarbeiten und Abliefern des nächsten Buchs.

Bei dem genannten historischen Werk ergeben Namens- und Schlagwortregister für die 1800 Seiten der deutschen Ausgabe - ich hab da nur die zweite Hälfte übersetzt, die andere war jahrelang im Verlag gelegen - 140 Spalten mit rund fünftausend Eigennamen und etwa tausend Sachbegriffen einschließlich Unterstichworten. Der Zeitaufwand betrug 325 Stunden, etwa zur Hälfte von mir bezahlte Fremdleistung. Mit einem ungeheuer schlechten Gewissen, weil nichts im Vertrag stand, - da kannte ich aber auch den Verkaufspreis dieses Schubers noch nicht - habe ich dafür in einer dreiseitigen Rechnung sechstausend Mark verlangt und war froh, als der Verlag postwendend den Scheck übersandte. Später habe ich von anderer Seite erfahren, daß für eine so umfangreiche Arbeit, die auch Quellenprüfung, Vergleiche und Vereinheitlichung etwa der Schreibweise von Namen, das Aufdecken und Korrigieren von Fehlern, Streichungen und sachkundige Ergänzungen umfaßt, schon mal ein halbes bis ein ganzes Volontärsjahr angesetzt wird.

Die **goldene Regel**: arbeite bei Stichwortregistern erstens sauber oder laß es sein, gehe zweitens systematisch vor und dokumentiere jeden einzelnen Arbeitsschritt und die Stundenzahl, und erstelle drittens eine detaillierte Rechnung, wie auch schon oben bei den Kürzungen auf Verlangen, da Verlage den realen Arbeitsaufwand meist nicht annähernd einschätzen können.

Mißglückte Übersetzungen überarbeiten?

Jetzt komme ich zu einer Strafe für Leute, die, wie man in Süddeutschland sagt, Vater und Mutter erschlagen haben. Dreimal in meinem Leben habe ich mißlungene fremde Übersetzungen überarbeitet, und jedesmal meinte das Lektorat, es gehe ja nur um ein paar Fehler und um sprachliche Hebung, ein Großteil könne stehenbleiben, und dafür seien fünf bis zehn Mark pro Seite angemessen. Ich rate *nachdrücklich* ab. Es macht doppelt bis dreimal soviel Arbeit wie eine Neuübersetzung, und am Ende ist niemand zufrieden, am wenigsten du selber. Eine schlechte Übersetzung als Arbeitsgrundlage ist wie Radfahren auf Straßenbahngeleisen. Deshalb habe ich in den letzten beiden Fällen mit ausführlichen Gutachten die Neuübersetzung erzwungen, aber sie reagierten stocksauer, weil sie das Geld hatten sparen wollen, und die Zusammenarbeit war trotz guter Leistung anschließend beendet.

Die **goldene Regel**: Wenn eine Übersetzung von einem anderen als dem Urheber nachgebessert werden soll, ist sie angesichts des Schrotts, der heutzutage unesehen in Großauflage herausgebracht und beweihräuchert wird - etwa *Lemprières Wörterbuch* - in der Regel so hunderschlecht, daß sie der Verlag für völlig unbrauchbar hält. Sein Ansinnen an dich zeugt nicht von der Absicht, daraus doch noch ein gutes Buch zu machen, sondern nur von dem tückischen Bestreben, den Mist, den ein Möchtegern zum Discounthonorar gebaut hat, einem Zunftgenossen unter die Weste zu jubeln. Ein anständiger Lektor steht für die Folgen seiner Fehlentscheidung ein und leistet die Knochenarbeit selber, wenn er im Verlag keine Neuübersetzung lockermachen will oder kann. Also drei Kreuze drüber und *Finger weg!* Glaub bloß nicht, du hilfst dem Verlag aus einer Klemme, rettst die Standesehre und bekommst dafür fortan Staubzucker hintenrein geblasen! Dergleichen gebiert rundum nur Elend und Frust. *Es ist der unsittliche Antrag schlechthin!*... Ich lehne ihn freilich nicht schroff ab, sondern biete katzenfreundlich eine saubere Neuübersetzung ohne Kenntnis des Manuskripts an, weil ich mich keines Plagiats schuldig machen und dem Verlag einen ganz objektiven Vergleich ermöglichen will.

Verlags- und Lektoratskuriosa

Kurioses kann passieren, wenn ein Verlag verkauft wird wie eine Hühnerfarm. Da wirst du vierzehn Tage vor Termin bei einem Rest von 20 Prozent jeden zweiten Tag früh um sechs von einem Brieftelegramm hochgerissen, wo denn die Übersetzung bleibt, bekommst nach Ablieferung dein Honorar und hörst dann drei Jahre nichts mehr. Das voluminöse Werk erscheint, du erfährst es zufällig aus der FAZ, forderst die Belegexemplare an, blätterst begierig und stellst fest, im Impressum stehen noch andere Leute, und ein Drittel des Texts ist geschludert und nicht von dir. Die telefonische Rückfrage ergibt, ein paar hundert Seiten sind im Chaos des Übergangs irgendwie untergegangen und neu übersetzt worden. Selbstredend ohne Rückfrage bei dir, der du vertragstreu die Kopie hütetest wie den heiligen Gral. Da wachsen Zweifel, ob der immer wieder beschworene drohende Ruin des Verlegers wirklich durch überzogene Honorare für Übersetzerinnen und Übersetzer droht.

Aber auch Lektoren sind für Überraschungen gut. So will sich ein Berufsanfänger und studierter Zoologe beweisen und überprüft alle deine dreihundertzweiundachtzig für zweitausend Mark Fremdlohn sauber recherchierten und von dir kontrollierten Fachtermini der Meeresfauna und -Flora mit dem Ergebnis, daß er nach einem halben Jahr Posidonienwiesen - Poseidonswiesen - durchgehend durch Neptungras und zwei Dutzend

Fischnamen durch gleichrangige Synonyme ersetzt, aber den im Original fälschlicherweise unter Pottwal subsumierten *Nordkaper* nicht entdeckt hat, der in keinem Buch über Meeressäuger vorkommt, weil er als langsamster Großwal nur noch in zwei aussterbenden Herden existiert, und auch du ihn nur aus nagendem Mißtrauen kurz vor der Fahnenkorrektur auf einem Plakat von Greenpeace gefunden hast... Das ist nicht zum Lachen, das ist doch genau die Arbeitsweise, so finden wir unsere Quellen! Dafür wird dir bei der nächsten Vertragsverhandlung prompt der hohe Aufwand für Nachrecherche vorgehalten. Geschieht dir recht: du hättest die Recherchekosten dokumentieren und selbstbewußt zusätzlich einfordern müssen, auf die Gefahr hin, künftig keinen Auftrag mehr zu erhalten.

Oder eine junge Lektorin kennt den Begriff *Überdeterminiertheit* nicht, fummelt dafür diverses klangvolles Geschwafel hinein, ignoriert deinen Protestbrief und deine acht Fahnenkorrekturen, und derselbe Verlag schickt dir später vorwurfsvoll eine Kritik zu, in der ein Rezensent just diesen Fehler gefunden hat und sich darob einen runterholt.

Oder ein kleiner Verlagsleiter verbessert dir in einem Text über Entwicklungspolitik bei einer Tamilenarmee die umgehängten *machine guns* von Maschinenpistolen in Maschinengewehre, was militärökonomischer Schwachsinn ist und die spillerigen Menschlein sämtlich zu Rambos macht. Er wischt deinen Protest mit der Bemerkung beseite, daß es drastischer haben will, und über Jahre hinweg liefert dir die VG WORT treulich die Belegstellen aus sechs verschiedenen Schulbüchern frei Haus, in denen genau diese Passage abgedruckt ist, mit deinem Namen darunter.

Oder zwei Lektorinnen im selben Verlag sind einander spinnefeind, die eine hat das Buch gekauft und die Übersetzung in Auftrag gegeben, und die andere lektoriert... setzt ihren ganzen Ehrgeiz darein, neuartige Übersetzungsfehler und stilistische Schwächen zu geißeln und verändert und verschlimmbessert das Werk bis zur Karikatur. Ein anderer korrigiert dir mit konstanter Bosheit in einem Edelkrimi Vollstreckung in Vollzug, läßt sich nicht erweichen, und der befreundete Jurist, der dir den Unterschied erklärt hat und zum Dank mit dem Buch beglückt wird, ruft dich an und fragt, warum du eigentlich nie zuhörst.

Die **goldene Regel**: Verlage sind oft Agenturen des Zufalls und Lektoren häufig Seiteneinsteiger in ihren Beruf wie wir, mit dem Unterschied, daß sie nicht mehr lernen wollen. Horch auf Gerüchte über Verlage in Schwierigkeiten, lies die Bilanzberichte in der FAZ, die Personalien in *Publizistik und Kunst* und den Klatsch im *Börsenblatt*, erkunde das Betriebsklima durch Besuch und Selbsteinladung ins Mittagssammlokal, und such dir, so du kannst, als Lektoren gestandene Leute, die was wissen und produktiv streiten können.

Es gibt auch kompetente Lektoren und Verleger!

Es gibt nämlich auch Lektorinnen und Lektoren, die dir selbstverständlich dein Typoskript mit ihren Änderungen schicken, bevor es in Satz geht, die still und bescheiden deine Fehler wegkorrigieren, dich anspornen und inspirieren, es noch einen Schlag besser zu machen, die dir mit kreativen Vorschlägen Bälle zuwerfen, die auch dann noch höflich bleiben, wenn du vier Wochen arbeitest und schweigst, die nicht eitel sind und gern aus sachkundigem Widerspruch lernen. Es gibt Lektoren, die schwierige Originale selber gelesen oder sich kundig gemacht haben, dir in Problemfällen zwei- oder dreimal den Termin großzügig verlängern, weil ihnen bekannt ist, daß der Autor schon im Vorwort Hegelsche Perioden über achtunddreißig Zeilen bildet, und dir dazu am Telefon die Gewißheit äußern, daß dein Ergebnis exzellent ausfallen wird, was es dann auch tut. Es gibt Lektorinnen, die sich streitend mit dir zusammenraufen und mit Humor nehmen, daß sie dir deine fertigen und doch immer unvollendeten Werke regelrecht entreißen müssen.

Es gibt Lektoren, die dich telefonisch auf lobende Rezensionen aufmerksam machen oder sie dir gleich zufaxen, und Verlagsleiter, die dich *Wurm* zur Kenntnis nehmen und beiläufig erwäh-

nen, wenn du eine gute Übersetzung in ihrem oder einem Konkurrenzverlag veröffentlicht hast, anstatt tunlichst das Maul zu halten, damit du nicht das nächste Mal teurer wirst. Es gibt Verlegerinnen, die bei einem Essen zufällig am gleichen Tisch sitzen und dir nach dem gegenseitigen Vorstellen Glanzpunkte deiner neuesten literarischen Übersetzung zitieren. Kurz, es gibt honette, gebildete, einfühlsame, freundliche, kompetente, engagierte Lektoren und Verleger, die sich noch immer weigern, das Büchermachen wie's Brötchenbacken zu betreiben. Wirklich, es gibt sie, ich kenne welche. Es kann nur sein, daß es zwanzig Jahre dauert, bis du sie findest. Und wenn sie dann noch ordentlich zahlen und mit Nebenrechten nicht knausern... täten... könnten wir leben wie *Candide*, in der besten aller möglichen Welten...

Andreas Klotsch

Zur Verleihung des Hieronymus-Rings an Ruth Achlama am 20.11.1993 in Bergneustadt

Liebe Ruth Achlama, liebe Freundinnen und Freunde, geehrte Anwesende!

Zum festlichen Akt dieses Tages wäre mir ein profunder Spruch von Amos Oz, oder von Yoram Kaniuk, gut zur Hand; als hoher Aufhänger, als Initialzündung zu dann vielleicht brillanter Zelebrierung aus bemühten Gedankenblitzen und Klugreden. Ich habe ihn nicht gesucht, diesen Spruch, auch will ich mich im Wort bescheiden.

Vor zwei Jahren selber erkoren, reiche ich den Hieronymus-Ring heute an Ruth Achlama weiter. Zum Zeichen und als Anerkennung ihrer vorzüglichen Übertragungen aus der hebräischen Literatur.

Jene Welt - so überraschend vielfältig und reich -, als deren Mittlerin Ruth Achlama wirkt, verbindet sich für mich, in erster Annäherung, von meinem Fach her, mit sephardischen Juden, den Spaniolen, die sich, nach Granadas Fall von Iberiens sehr katholischen Majestäten in ferne Diaspora vertrieben, ihr heute alttümliches Kastilisch bewahrten.

Im Kurz-Schluß falle ich hier auf meine eigene Muttersprache zurück, das im Karpatenbogen annähernd 800 Jahre gesprochene Siebenbürgisch-Sächsisch, ein Moselfränkisch, das, abgeschieden, ebenfalls alte Formen konservierte, so den bei Luther noch findbaren Dual, ein willkommenes Studienobjekt den Germanisten, heute aber, zumal es nie Schriftsprache gewesen, nach politischer Verwerfung und Exodus, zwar noch lebend, eigentlich - und es ist die nun mich berührende Tragik - schon tot ist, endgültig tot binnen Generationsfrist, ganz anders als jener in der Menschheitsgeschichte einmalige Fall, daß eine Sprache, sie allerdings fixiert in einzigartigem Buch, nach 2000 Jahren des Totseins - schon Jesu Zeitgenossen, lese ich, redeten ja Aramäisch - ins Jetzt neu erweckt wurde, heute eine pulsierend lebendige Sprache ist: das Hebräisch im Staate Israel.

Besagte Region, ob im erweiterten oder aber verengenden Sinne Heiliges Land, Palästina oder Judenstaat geheißen, Bezugspunkt dreier Religionen, durch die Zeitläufte Objekt der Begierde, von Feinden oft überrannt und in Trümmer gelegt, besagte Region ist mir innerlich nahe seit ich, vor Jahren, *Die Reliquie* übersetzte, einen Roman des Portugiesen Eça de Queiroz. Ich hatte da einen liederlich unfrommen Pilgrim zwecks Einholung heiliger Gegenstände und viel Gotteszuspruchs nach Jerusalem und Umgebung zu begleiten, und schlug mich nebenher, um fundierte Arbeit am Text zu leisten, durch Geschichtsabrisse, Landkarten und Bildmaterialien. So habe ich damals, kraft Phantasie, in den Windungen des Jordans heiter gepicknickt, mit wissendem Blick auf Gileads Berge, auch schritt ich die Via Dolorosa ab, und nicht erspart blieb mir das Konfessionsgezänk in der Grabeskirche des Heilands.

Meine jüngste Übertragung, José Saramagos *Evangelium nach Jesus Christus*, verpflichtete mich abermals in dortige Gefilde,

und wieder in den Wust obligater Zurüstung. Nun weiß ich noch mehr und viel im Detail von einem Land, das meine Augen nie sahen. Kundig wirkt mein Blättern in der *Geschichte des Jüdischen Krieges* von Römerkollaborateur Flavius Josephus; das Panorama vom Berg Tabor aus, den unser später in Bethlehem begrabener Patron Hieronymus verzückt „mira rotunditas“ nannte, ist mir wohl vertraut, auch der Grundriß von Salomos Pferdeställen in Meggisto, auch weiß ich, inexact welchem Winkel zur Asphaltstraße längs des Toten Meeres jene künstlich aufgeworfene Rampe liegt, die den Verteidigern der Massada, der letzten jüdischen Zitadelle, erschütternden Garaus bereitete.

Das Wort Rampe ist in unserer Sprache, seit den Tagen, als „der Tod ein Meister aus Deutschland“ war, fest belegt, so sehr wie „Endlösung“ und alsdann „Holocaust“ - Begriffe, die uns, nägeln gleich, festheften, Flucht aus der Geschichte und aus Verantwortlichkeit unmöglich machen; Begriffe, die über Räume und Zeit zwei Völker in leidvollem Erinnern einander nahe halten, das Vergangene des anderen im eigenen Fleisch spüren lassen, bei in Gegenwart fortwirkender Anteilnahme. Für uns konnte Israel darum nie ein nur beliebiges Land sein.

Solche Zuwendung schließt prüfende Aufmerksamkeit ein. Doch im Falle eines Landes, das den Herbeistrom von Menschen aus so vielen Weltgegenden und Kulturkreisen erfuhrt und noch erfährt, Tiegel faszinierender Durchmischung und Verschmelzung, zugleich aber - trotz eindringlicher Alltagsgrußformel Schalom und Salam: Frieden! - fortdauernde kriegerische Konfrontation erlebte, in diesem Falle ist auf unser Urteil geringer Verlaß. Schlagwörter der Politik prägen vor, Bilder des Augenblicks, gleich welcher Art, sind einseitig - Mißverstehen leicht die Folge, oder Irritation. Mir fällt, nur ein Beispiel, jenes gestellte proletkulthafte Foto ein, auf dem die Schnitterbrigade eines Kibbuz in kämpferisch ausgreifendem Stehschritt, bei grotesk himmelwärts spießenden Sensenblättern, stolz hin zur Mahd paradiert. Nichts falscher als diese Zeugung eines historischen Moments verallgemeinern zu wollen. Wie sonst wokaum, sind in Israel Wechsel und Wandel im Gange, substantiell erfassbar, beschreibbar alsdann, und nachvollziehbar gemacht, doch wohl nur aus dem Innen her, von einem, der sie selbst lebte, erlebte in ihrer Kompliziertheit und Fülle.

Hier tritt die Literatur in ihr Amt. Und mir wollte scheinen: die deutschen Verlage sind Autoren und Büchern aus Israel zugetan. Vor mir stapelte sich aus den allerletzten Jahren ziemlich ein Dutzend belletristischer Prosaneuerscheinungen. Und ein gerüttelt Teil davon in der herausragenden Übertragung von Ruth Achlama.

Zu ihrer Person gab mir das Verzeichnis der literarischen Übersetzer anno 92 - jener in matts Signalrote eingeschlagene Ruf einer Gilde nach Arbeit und Brot - eher nur karge Auskunft: Geboren 1945 in Quedlinburg, Jura studiert, ein Bibliothekarsdiplom erworben, in Israel lebend, Übertragungen auch aus dem Englischen, vor allem aber aus dem modernen Hebräisch. Dies genügte jedoch, um ihre Lebens- und Geschichtserfahrung zu veranschlagen und, aus der beigelegten Bibliografie, mich ihrer Sachkenntnis zu versichern, während die Buchsäule da vor mir hinlänglich Prüffeld abgab zum Beweis ihrer übersetzerischen Leistungen.

Ich greife in den Stapel: *Black Box* von Amos Oz ist ein künstlerisch meisterlicher Briefroman, mit allen Konsequenzen dieses selteneren Prosatyps auch für die Übersetzerin. Die Korrespondenzpartner, vom Autor markant geschnitten, spielen sich im Wechsels der Situationen und Augenblicksempfindungen jäh unterschiedlich aus. Zwischen Spontanität in der Schreibhaltung und den dem Briefeigenen Formelhaftigkeiten ein denkbar weiter Aufriß an Gemüts- und Geistesbekundung: Seelenerguß, Pathetik, Süffisanz, Vulgärität, Sympathie, Haß, intellektueller Schmiß. Ein schwieriges Unterfangen. Ich aber spürte nachgerade, wie sich Ruth Achlama in diese lebhaft gewundene Schlitterbahn hineinlegt, sich ihr anverwandelt, die Kurvenschwünge beherzt voll ausfährt mit, so wollte mir scheinen, außer verantwortungsvoller Akribie gegenüber dem Text, auch dem

Impetus eigener innerer Entflammtheit.

Dawider ist *Der Berg des bösen Rates*, ebenfalls von Amos Oz, eine lineare Erzählung, strenggenommen eine Novelle, straffen Aufbaus und zügig hin zum pointierten Schluß. Der Ton des Autors hiervorhalten, fast unterkühlt, nah dem Sarkastisch-Lapidaren. Gleichmaßen nüchtern sachlich nun allerdings auch die Übersetzerin, von konzentrierter Gefäßtheit, die ein Maximum an ästhetischer Prägnanz und edlem Schliff sucht und findet.

Dem sehr entgegen Yoram Kaniuks Roman *Adam Hundesohn*: ein Buch der Verstiegenheiten ins Burleske, Groteske, Abstruse, Absurde, ein Buch um einen Narren, der „Hellseher, Philosoph, Schwindler, Charmeur, Ehemann, Vater, Hund, Gott - zum unbestrittenen König der Irren geworden“. Adam Klein, Akrobat der Phantasie, und Zauberspringer: Die Spannweite seiner Verrücktheiten in ihrer emotionalen Weite von Horizont zu Horizont und in ihrer sprachlichen Vielfalt und Nuanciertheit zwingt der Übersetzerin gleichmaßen Komödiantenrolle auf, spontane schmiegsame Wandlungsfähigkeit allzumal, mit äquilibristischen Salti über alle Stilpodeste hin. Und sie vollbringt das Kunststück, meistert diese Figur in all ihren Windungen und Wendungen.

Im fernerer von Abraham B. Jehoschua *Die Manis*, eine Familiensaga, rückwärts verfolgt, anhand von fünf Gesprächsstationen. Ein Roman in Dialogen, bei dem als Kniff, oder sportliches Handicap, der Gegenpart fortamputiert ist, nicht vernehmbar, das einseitige Reden solcherweise in Gefahr, Spiegelfechtereie zu werden, oderverstockender Monolog, der, seines Echos bar, vollends implodiert. Welche Herausforderung an einen Übersetzer! Es ist der Spannungsbogen hinüber zum imaginären Anderen zu wahren, ebenso die Kolloquialebene diesseits in voller Natürlichkeit, mit ihren Floskeln, Schnoddrigkeiten, Emphasen, Erieferungen, Apodigmen. Doch auch hier gilt Ruth Achlama meine Hochachtung. Trefflich wahrte sie den Artikulierungen ihre Dynamik, ihre griffigen Konturen, die schöne Eindringlichkeit, die Transparenz.

Anhand von Jehuda Amichais Roman *Nicht von jetzt, nicht von hier*, Abraham B. Jehoschuas *Die fünf Jahreszeiten des Molcho*, oder Amos Oz' *Eine Frau erkennen* und *Der dritte Zustand*, auch sie durch Ruth Achlama verdeutscht, ließe sich das Bild dieser Übersetzerin, deren hohe Kompetenz und rühriges Engagement sie gleichmaßen zur profilierten Mittlerin einer unserem Herzen nahen Literatur machen, noch um weitere wertvolle Facetten bereichern. Indes, hier schliesse ich die Laudatio.

An Sie, liebe Ruth Achlama, reiche ich der Hieronymus-Ring weiter. Tragen und verwahren Sie ihn, im Wissen, daß er Ihre persönliche Leistung, Ihren sprachlichen Einsatz am literarischen Werk ehrt, aber auch seine eigene Sprache redet, die des Symbols: daß er, ein Rund von mattem, kostbarem Glanz, die Gemeinschaft aller Übersetzerinnen und Übersetzer mit einschließt.

Ruth Achlama

Dankesrede anlässlich der Verleihung des Hieronymus-Rings am 20.11.1993 in Bergneustadt

Lieber Andreas Klotsch, liebe Kolleginnen und Kollegen, geehrte Anwesende,

als ich vor einigen Monaten daran ging, einen verstaubten Stapel alter Zeitungen, die sich in einem Wohnzimmerwinkel angesammelt hatten, durchzusehen, stieß ich nach wenigen Minuten auf ein nicht abgeheftetes Exemplar des „Übersetzers“. Glücklicherweise, mich der lästigen Aufräumpfligt legitimerweise durch die Lektüre einer Fachzeitschrift entziehen zu können, las ich mit Hochgenuß Sylvia Lists und Andreas Klotschs Ansprachen anlässlich der Verleihung des Hieronymus-Rings vor zwei Jahren. Hach, dachte ich, das sind gestandene Menschen, die solche Preise bekommen. Hier Andreas Klotsch zum Beispiel, nicht nur

Übersetzer allererster Qualität, sondern langjähriger Verlagsmensch, Herausgeber, ja auch selber schriftstellerisch tätig... Und diese großartige Diktion, die elegante, anschauliche, leichtfüßige Verquickung professioneller und finanzieller Berufsprobleme... Nein, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen, dachte ich halb wehmütig, halb erleichtert, so was kriegst du nie. Und nun dieses! Was soll ich da sagen, wo es mir buchstäblich die Sprache verschlägt?

Ich sage schlicht und einfach, daß ich mich freue. Ich freue mich, daß ich diesen Ring verliehen erhalte, freue mich, daß er aus Kollegenhand kommt, unter der Ägide eines Berufsverbands, der solidarische Unterstützung bietet, überreich in den Räumen einer Stiftung, die den Namen des großen Sozialdemokraten Friedrich Ebert trägt. Ich freue mich, daß hiermit gleichzeitig die hebräische Sprache geehrt wird, die Sprache der Bibel, die nach langem Dornröschenschlaf als Sprache des Gebets und gelehrter Erörterungen in moderner Form auferstanden und zum Idiom des neuzeitlichen jüdischen Aufbaus und der heutigen israelischen Kultur geworden ist. Ich freue mich, daß damit indirekt Schriftsteller Anerkennung finden, die nicht nur große Literaten sind, sondern auch aktiv für den Frieden zwischen Israelis und Palästinensern eintreten. Und ich freue mich, daß die Ehrung gerade jetzt zu einem Zeitpunkt erfolgt, an dem so viel Hoffnung auf Frieden besteht und dieses zarte Pflänzchen jede nur mögliche Hege und Pflege braucht.

Im Herbst 1945 in das sittlich und materiell am Boden liegende Deutschland hineingeboren und aufgewachsen in einem Elternhaus, in dem nicht nur ein schönes, reiches Hochdeutsch, sondern auch demokratisches Gedankengut, Reiselust und das Verständnis für andere Völker und Kulturen gepflegt wurden und werden, war mir der Drang zu Aufbau und Mittlerschaft gewissermaßen in die Wiege gelegt. Und wenn ich mir, auf das Abitur im neusprachlichen Zug zusteuernd, überlegte, was ich einmal monate-, jahre-, jahrzehntelang bis zum Ruhestandsalter würde tun mögen, fiel mir eigentlich nie viel anderes als das Übersetzen von - natürlich möglichst guten - Büchern ein.

Trotzdem bin ich, wie wohl viele von uns, erst auf erheblichen Umwegen in den Übersetzerberuf gelangt. Ich habe weder Sprachen noch Übersetzen studiert, sondern Jura, Bibliothekswissenschaft und ein wenig Judaistik, habe einige Zeit als Korrekturleserin, dann als Bibliothekarin gearbeitet.

Daß mein Herzenswunsch letztendlich doch noch in Erfüllung gegangen ist, verdanke ich der zähen Unterstützung meines Mannes Abraham; der geistesgegenwärtigen Hilfe von Ursula Brackmann, die mir, als ich gerade erst zaghaft auf dem Sachbuchsektor tappte, den ersten literarischen Verlagskontakt vermittelte; der behutsamen, sachkundigen Anleitung meiner deutschen Lektorinnen und Lektoren - und einer glücklichen Fügung: ein hervorragender Kollege war just, als ich den Einstieg suchte, des Übersetzers vorerst müde und wollte selbst zur Feder greifen. So konnte ich mich nach und nach in dieser hebräischen Sprachnische etablieren, in der Übersetzer, weil rar, noch relativ umworben sind.

Das Übersetzen zeitgenössischer Romane aus dem Hebräischen ins Deutsche ist mir Broterwerb und Berufung zugleich. Es macht mir täglich neue Freude, die deutschsprachigen Leser in die Welt hebräischer Autoren einzuführen und damit gleichzeitig in das israelische Alltagsleben, in die Abläufe der israelischen Gesellschaft, in die politischen Auseinandersetzungen und in jüdische Feste und Bräuche in ihren religiösen und weltlicheren Formen. Jedes Buch ist eine neue Herausforderung für mich, nie dasselbe in anderer Form, immer vom Gefühl des Faust beseelt: „Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen, Mit redlichem Gefühl einmal, Das heilige Original in mein geliebtes Deutsch zu übertragen.“

Als zutiefst optimistischer Mensch glaube ich zudem fest, daß beim Kennenlernen anderer Völker und Kulturen dem Fremden das Bedrohliche genommen wird, daß Berührungängste sich verlieren, Vorurteile dahinschwinden und der Nährboden für Frieden und Zusammenarbeit entsteht. Gewiß, „es ist dir nicht aufgegeben, die Arbeit zu vollenden“, sagt Rabbi Tarfon in den

Sprüchen der Väter, „aber du bist auch nicht frei, dich ihr zu entziehen.“

Meine Arbeitsweise ist fast völlig intuitiv - ich versenke mich in den Text, entdecke ihn Wort für Wort mit freudiger, oft gespannter Erwartung und bringe die Romanfiguren mit beharrlicher Geduld dazu, Deutsch zu sprechen, so daß mir nur noch überlassen bleibt, lustvoll ihre Worte niederzuschreiben, sie auszufeilen und hier und da ein wenig glattzuhebeln.

Wenn das auf diese Weise gelingt, dann wohl vor allem deswegen, weil ich in Israel lebe, sozusagen in täglicher Berührung mit den Romangestalten. Ich höre dieselben Nachrichtensendungen, benutze dieselben Busse, Taxis und Straßen, atme dieselben Gerüche, spüre den Puls von Tel Aviv, von Haifa, von Jerusalem, versuche gemeinsam mit meinem Mann, wo immer möglich auf ihren Spuren zu wandeln.

Hinzu kommt der nette Direktkontakt zu den lebenden Autoren. Man sieht seinen Autor im Fernsehen, hört ihn im Rundfunk sprechen, erlebt ihn bei Vorträgen und Demonstrationen, darf ihn ohne weiteres anrufen, wenn man spezifische Fragen hat. Unter Umständen entwickeln sich sogar gesellschaftliche Kontakte, die das Verständnis des Werkes weiter fördern.

Andererseits ist es nicht ohne Tücken, seine Muttersprache zu pflegen und stets auf dem laufenden zu halten, wenn man außerhalb ihres Gebietes lebt. Man muß ganz bewußt daran arbeiten. Zum Glück gibt es Kabelfernsehen und Kurzwellenradios, mühelos, wenn auch teuer erhältliche Zeitungen und Zeitschriften, deutsche Freunde, die zu Besuch kommen, und außerdem das Goethe-Institut mit Programm und Bibliothek - o möge es blühen und gedeihen, auch wenn Bonner Politiker und Kulturmuffel ausgerechnet daran sparen möchten. Und natürlich muß man möglichst oft nach Deutschland reisen. Ist trotz allem mal ein Alltagswort dem aktiven Sprachschatz entschlüpft oder eine Satzstellung zu hebräisch ausgefallen, ist die Aufmerksamkeit des Lektors oder der Lektorin gefragt.

Alles in allem ist das Übersetzen für mich ein in Erfüllung gegangener Traum - und im Gegensatz zu der verbreiteten Ansicht, ein wahrgewordener Traum schwebe auf und davon und lasse einen desillusioniert zurück - übersetze ich liebend gern weiter und weiter und hoffe von Herzen, daß ich noch lange die Kraft und den Schwung dazu behalten werde.

Zu guter Letzt noch etwas ausführlicher über Hieronymus, wohl erstmals in diesem Zusammenhang aus jüdischer und feministischer Sicht. Im ersten Moment mußte ich an Amos Oz' Friedenspreisrede denken: „Ein Jude in einer Kirche, ein Israeli in Deutschland“, sagte er, seine etwas eigenartige Situation beschreibend - und hier nun eine Jüdin und frühere Protestantin mit einem katholischen Schutzpatron, eine allen irdischen Genüssen aufgeschlossene, glücklich verheiratete Ehefrau mit einem wütigen Asketen... Doch wenn schon ein Heiliger, sind wir mit ihm noch recht gut bedient.

„Gelehrtester und belesenster der lateinischen Kirchenväter“, lobt ihn das Fischer-Lexikon. Und in der Tat, er hat sich nach Kräften durch Studium und Reisen gebildet. 342 in Dalmatien geboren, hat er Kleinasien, Ägypten und Syrien bereist, hat in Rom und anderswo studiert, war in Trier, wo er seine Bekehrung erlebte, wirkte wiederum in Rom und in Konstantinopel, ehe er sich 386 bis zu seinem Tod 420 in Betlehem niederließ - der Stadt, in der nach seinen Worten „der schweißbedeckte Schnitter sich durch Halleluja-Gesang erholt und der Rebbauer, wenn er mit dem Rebmesser den Weinstock schneidet, Psalmen singt.“

Lateinisch beherrschte er als römischer Bürger, auch Griechisch sprach und schrieb er fließend, ehe er sich als drittes das Hebräische aneignete. Zunächst lernte er bei dem konvertierten Juden Barnina in syrischer Wüsteneinsiedelei, später in Betlehem bei mehreren Juden. Einer kam aus Lydda, heißt es, einer namens Bar-Chanina, aus Tiberias. Aus Furcht vor seinen jüdischen Glaubensbrüdern war letzterer, laut Hieronymus, manchmal gezwungen, ihn nachts aufzusuchen, und gelegentlich schickte er ihm einen Kollegen, Nikodemus mit Namen.

Im Gegensatz zu anderen Europäern, die oft Schwierigkeiten mit

den Rachenlauten hatten, brachte Hieronymus es zu einer solchen reinen Aussprache, daß seine Transkription hebräischer Worte Aufschluß über die hebräische Aussprache seiner Zeit gibt.

Sein Lebenswerk, die Übersetzung der Bibel aus dem hebräischen Original ins Lateinische, die berühmte Vulgata, hat sicher einiges dazu beigetragen, das Band zwischen Judentum und Christentum nicht ganz abreißen zu lassen. Dementsprechend stieß sie auf den Widerstand konservativer Kirchenkreise. Seine Gegner nannten ihn einen Verfälscher und Gotteslästerer, der durch seine Übersetzungen die heiligen Traditionen der Kirche verworfen habe und den Juden gefolgt sei, weiß die Encyclopaedia Judaica zu berichten.

Außerdem verfaßte er Bibelkommentare, die sogar von jüdischen Exegeten gelegentlich zitiert werden. Sie enthalten viel rabbinisches Material, das er von seinen jüdischen Lehrern erhalten hat, darunter einige Midraschim, deren Originale verloren gegangen sind.

Durch Reisen und weitere Anleitung seiner Lehrer machte sich Hieronymus mit dem Land Israel vertraut. Davon zeugen ein Werk über die Topographie Palästinas und viele Ortsbeschreibungen in anderen Schriften.

Hieronymus stand also in regelmäßigem Kontakt zu Juden, aber seine Haltung ihnen und ihrer Tora gegenüber entsprach der damals vorherrschenden Kirchenmeinung, ja war eher noch negativer, denn er schloß in seine Ablehnung sogar Judenchristen und frühchristliche Riten ein. Immer wieder betonte er die ewige Verdammung des Judentums als „Synagoge des Satans“, heißt es im Neuen Lexikon des Judentums. Selbst eine Bekehrung hielt er kaum für möglich - was man allerdings auch als Kompliment werten kann. Augustinus zum Beispiel dachte in dieser Hinsicht toleranter.

Nun muß jedoch gesagt werden, daß Hieronymus auch seinen eigenen Glaubensbrüdern gegenüber in scharfen Sätzen polemisierte. „Sie erklärten sich aus der Mischung seines sanguinischen und cholerischen Temperaments und aus einem wohl infolge starker Ascese, schlechter Erfahrungen und schwerer Krankheit übermäßig reizbarem Nervensystem“, erklärt ein katholisches Werk.

Was immer er gesagt und geschrieben haben mag, in seinem persönlichen Umgang mit Juden muß er wohl verträglich gewesen sein, denn sonst hätten seine Lehrmeister sich kaum so um ihn bemüht.

Einen guten Draht hatte er auch zu Frauen. Er wußte Damen der römischen Hohenaristokratie um sich zu scharen. Einige reisten ihm gar bis ins ferne Betlehem nach, darunter Paula, die ihm dort das Geld für eine Klostergründung gab und selbst gleich noch drei Nonnenklöster gründete. Ihre Tochter Eustachium war mit von der Partie... Bei Paulas Tod schrieb Hieronymus einen Nachruf, und als Eustachium ebenfalls starb, verfaßte er eine Epistel.

So freue ich mich denn ehrlich über diesen Hieronymus-Ring und nehme ihn dankbar entgegen.

Buchhinweis für Anglist/inn/en und Lyrik-Liebende

**John Donne: Hier lieg ich von der Lieb erschlagen;
englisch-deutsch**

Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik 1994
ISBN 3-8015-0274-0

In englischsprachigen Texten tauchen immer häufiger Zitate und Verweise von und auf den Elisabethaniker John Donne (1572-1631) auf. Die kürzlich - in der exzellent übersetzten und kommentierten - zweisprachigen Ausgabe erschienenen „Songs and Sonnets“ sind nicht nur sehr nützlich, sondern eine echte Lese-Lust und -Wonne.

Roland Fleissner

Test your word power

Auflösung des „Rätsels“ von Irmgard Andrae aus Heft III/1993

Aga	ein Eisenherd (trdmk)
Black Hole of C.-	Anspielung auf e. histor. Vorfall 1756
Chinese Whispers	ein Kinderspiel (Stille Post)
Davy's Locker	der Meeresboden
Dame Edna	austral. Komiker bzw. seine Rolle
fag-hag	Frau, die mit schwulen Männern befreundet ist
Gorbals	Slumbezirk in Glasgow - syn. für Slum
HOV lane	High Occupancy Vehicle lane in a Freeway, for cars with two or more people in them
INSET	in-service training, in Britain for teachers during the school year
ajobsworth	Mensch mit Hausmeistermentalität („I can't let you in, it's more than my job's worth“)
Kray twins	Ronnie and Reggie, two famous murderers in the East End of London in the 1960s
live rail	Stromleitungsschiene
Molly Maguires	Geheimorganisation von irisch-amerikanischen Kohlenarbeitern in Pennsylvania im 19. Jh.
NATSOPA	National Society of Operational Printers, Graphical and Media Personnel
Ozzie and Harriet	Schauspieler, deren gleichnamiges Programm in den 1950er und 1960er Jahren als Synonym für die typische amerikanische Familie gilt
pace bowler	besonders schneller Cricketspieler
qwerty	Schreibmaschine oder Computer mit normaler Tastenanordnung (Q-W-E-R-T in der obersten Reihe)
Red Nose Day	der Tag im Jahr, an dem die karitative Organisation COMICRELIEF Geld sammelt und viele Leute rote Pappnasen aufsetzen
syllabub	Süßspeise, eine Art Weinschaum
tin ear	to have a tin ear: stockunmusikalisch sein
Upstairs, Downstairs	beliebte britische TV-Serie der 1950er Jahre
voodoo economics	Wirtschaftstheorien oder Prognosen, die nicht rational nachvollziehbar sind
wee free	Angehörige(r) der Scottish Free Church
XOPEN	Zusammenarbeit großer Computerfirmen zwecks Standardisierung der Software
yonks (ugs)	sehr lange Zeit, Ewigkeiten
Zimmer frame	Gehwagen (für Gehbehinderte)

In eigener Sache...

DER ÜBERSETZER wird, wie schon erwähnt, seit der letzten Ausgabe komplett von Übersetzerkollegen in Eigenregie hergestellt. Da aller Anfang (sprich: die Koordinierung) bekanntlich

schwer ist, haben sich in der Ausgabe I/94 einige Druckfehler eingeschlichen. Professionelle Fehlersucher mögen es als reizvollen Test auffassen!

Noch einmal unsere dringende Bitte zur Arbeits- und Kostenersparung: Wenn Sie Beiträge verfassen (und wir bitten um zahlreiche!), hätten wir gerne eine Diskette von Ihnen. Das vermindert nicht nur die Fehlerquote (siehe oben), sondern gewährleistet auch, daß Ihre typografische Gestaltung (Hervorhebungen, Kursivschreibung, etc.) einwandfrei übernommen wird. Sollten Sie keinen PC zur Verfügung haben, bitten wir um ein getipptes Manuskript auf weißem Papier mit sauberen Typen und möglichst Kohlefarbband. Wir lesen solche Texte mit einem OCR-Scanner ein, und der verlangt satte, schwarze, saubere Buchstaben.

Die Redaktion

Hans-Ulrich Möhring

Deer?

Gezwungen zu Genauigkeit bei der Übersetzung von englisch „deer“ fiel mir auf, daß dabei ein paar typische Böcke geschossen werden, mir selber leider Gottes nicht fremd. - Allgemein meint das Wort die Familie Cervidae, deutsch Hirsche, zu der neben Rot-, Damhirsch usw. auch Reh, Elch und Rentier gehören; im entsprechenden Kontext kann es auch jede einzelne Art der Familie bezeichnen. Im Deutschen denkt man bei Hirsch fast unweigerlich an den männlichen Rothirschen; deshalb sollte man möglichst herausfinden, welches Tier in einem bestimmten Fall gemeint ist bzw. auf keinen Fall gemeint sein kann. Als unbestimmter Ausdruck bietet sich u. U. „Wild“ an, wenn aus dem Zusammenhang klar ist, daß die Rede von Hirschen/deer ist. Keinesfalls ist der Oberbegriff, wie Langenscheidt meint, „Rotwild“ oder gar „Hochwild“: Rotwild bezeichnet nicht alle Arten, sondern eben nur Rothirsche, nicht Damwild, Rehwild usw.; und Hochwild ist Wild der hohen Jagd, wozu Elch, Rot- und Damwild, Schwarzwild, Gemse, Steinbock, Mufflon und Auerhuhn zählen.

Handelt ein Buch von Amerika, kann „deer“ niemals mit „Reh(e)“ übersetzt werden, weil es in Amerika keine Rehe gibt. Der verbreitetste nordamerikanische deer ist der Virginia- oder Weißwedelhirsch (der Prototyp von Disneys Bambi). Der amerikanische deer hunter ist ein Hirschjäger, oft reicht auch einfach Jäger, ein Rotwildjäger nur dann, wenn er Rotwild jagt, d.h. dort Wapitis (elk). Von der Klärung, was konkret gemeint ist, hängt z. B. auch die Übersetzung von „fawn“ (Hirschkalb oder Rehkitz) und „doe“ (Hirschkuh oder Rehgeiß/Ricke) ab; aber man kann sich mit Junges, Jungtier, Muttertier, Weibchen, Alte o. ä. behelfen, und oft kommt das dem deutschen Sprachgebrauch sogar näher; „buck“ = Bock ist meines Wissens nach nie verkehrt. Apropos Bambi: das war die Nuß, die ich zu knacken hatte. Denn Disneys Film ist angelehnt an einen österreichischen Roman von Felix Salten, in dem Bambi ein Reh ist; im Film ist das Vorbild deutlich erkennbar ein Weißwedelhirsch. Es gab Stellen in meiner Übersetzung, wo deer unterschiedslos die Figuren in Buch und Film meinte und mir nichts blieb, als „Hirsche und Rehe“ zu schreiben. Die Spitzenleistung ist, daß Bambi in der deutschen Filmfassung ein Rehkitz ist, das sich zu einem stattlichen Hirschen auswächst; mit Mama Reh und Papa Hirsch. Und auch diesen Bock habe ich schon gedruckt gesehen. So weit. Weidmannsheil.

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 6,-, Jahresabo DM 20,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Burkhard Kröber, Hohenzollernstraße 83, 80796 München. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, 69126 Heidelberg; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, 60599 Frankfurt; Denis Scheck, Südwall 18, 47638 Straelen. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: Docupress, 37073 Göttingen.